

Vanessa Schöche

Meine Hoffnung im Mondschein



Vanessa Schöche

MEINE
Josias Warner
HOFFNUNG IM
Mondschein



ROMAN
VAJONA



Für Dana & Josh

Ich wünsche mir, dass ihr genug für alle
träumt. Vor allem für diejenigen, die es nicht
können.

Für alle *Traumer* dieser Welt.
Das Leben ist so viel schöner, wenn wir an
Träumen festhalten & sie verwirklichen.



Anglow

Vor zehn Jahren

*Wie klar kann ein Himmel sein, wenn eine dicke Wolke die
Sicht auf die Sterne versperrt?*

Es gibt drei Lebensphasen.

Die Kindheit.

Die Jugend.

Das Erwachsenenalter.

Rein statistisch gesehen – und hier steht die Statistik auf der Menschenseite – dürfen die meisten von uns jede dieser Phasen in purer Intensität ausschöpfen, bis uns irgendwann der Tod einholt.

Die häufigste Todesursache weltweit, die eher im hohen Alter eintritt, ist ein Herzinfarkt infolge mangelnder oder fehlender Durchblutung. Was normal erscheint, wenn man bedenkt, dass der Körper wie eine Maschine funktioniert und jede Maschine eines Tages den Geist aufgibt. Vor allem wenn sie einige Jahre hinter sich hat.

An Brustkrebs zu erliegen ist hingegen eine der seltensten Todesursachen auf der Welt. Dass daran ein Mann erkrankt und ihm der Tod in naher Zukunft prognostiziert wird, die Chance

steht bei einem Prozent aller Brustkrebserkrankten. Dass dieser junge Mann dann noch nach einem Autounfall für hirntot erklärt wird und damit viel eher aus dem Leben gehen soll ...

Wie sieht hier die Statistik aus?

So gering, dass es nicht einmal eine gibt.

Ich hasse mein Wissen über Statistiken in jeglicher Form. Denn das macht mir nur bewusst, wie unfair das Leben ist und dass darin jegliche Daten und Fakten einfach nichts zu sagen haben. Denn sie greifen nicht. Nicht bei mir. Nicht bei uns. Dabei waren sie genau das, was mir immer Halt gegeben hat. So unrealistisch es klingen mag.

Zahlen und Daten gaben mir etwas, an das ich mich klammern konnte, wenn es mal nicht so gut lief.

Aber jetzt ...

Auf sie ist kein Verlass.

Und ich hasse Dinge, auf die kein Verlass ist.

Zum heutigen Stand kann ich sagen: Zahlen und Fakten sind der Teufel. Denn wenn ich nach unten blicke, erkenne ich ganz deutlich, dass hier überhaupt nichts greift.

Zur Hölle mit Statistiken ...

Ich bin es immer und immer wieder in meinem Kopf durchgegangen.

Von Mal zu Mal hasse ich diesen Anblick mehr.

Und auf irrationale Weise kette ich mich mit jedem meiner Lebenswünsche nicht mehr an die Zahlen oder Fakten, die mich täglich begleitet haben. Sondern an die Maschine und die Schläuche vor mir. An die Geräte, die meinen Bruder künstlich beatmen und am Leben halten. Die mir einen Lichtblick geben, dass er vielleicht doch irgendwie überleben, aus dem hirntoten Status entkommen könnte. Auch wenn ihn in abzählbaren Monaten der

Krebs sowieso heimsuchen würde, hoffe ich, dass er noch mal die Augen öffnen wird.

Dann hätten wir wenigstens ein wenig mehr Zeit.

Taavi so liegen zu sehen, bricht mir das Herz und ich kann nichts dafür, dass immer wiederkehrende Hoffnung in mir aufflammt. Hoffnung darauf, dass er seine Augen öffnen wird. Hoffnung darauf, dass er wieder zu mir zurückkommt und wir seine letzten Tage gemeinsam erleben. Tage, die wir geplant haben. Die ich akribisch vorbereitet hatte, weil seine Bucketlist nicht lang, aber zeitintensiv ist. Und jetzt?

Tief im Inneren weiß ich: Es ist aussichtslos.

Wir werden keinen einzigen Punkt auf dieser Liste gemeinsam erleben können.

Ich rufe mir Daddys Worte in den Kopf, die mir alles erträglicher machen sollen. Den Abschied von Taavi, den Abschied von Harpers Ferry, den Abschied von allem Gewohnten. *So schwer das Leben manchmal scheint, alles hat seinen Grund. Auch wenn wir diesen nicht sehen und noch viel weniger akzeptieren können.*

Daddy hat im Grunde recht, wenn er sagt, dass wir die Vergangenheit endlich hinter uns lassen müssen. Nach all den Verlusten der letzten Jahre ist es an der Zeit. Wir haben genug gehofft, geweint, gebetet und gezittert.

Wir sollten nach vorn blicken. Daddys Worte.

Ab und an sollten wir es uns nicht nehmen lassen, zu den Sternen oder in die Sonne zu blicken, um den anderen, so wichtigen Teil unserer Familie darin aufleuchten zu sehen.

Wieder seine Worte.

Wir sollten uns konzentrieren, damit wir ihre Gesichter in den Strahlen der Wärme erkennen oder im Funkeln der schwelenden Planeten über uns. Seine Worte.

Nur nicht von hier aus. Nicht von Harpers Ferry aus.

Daddy und ich würden hier niemals zur Ruhe kommen. An diesem Ort, der einst unser Zuhause gewesen war. Ein Ort, an dem wir glücklich waren. Glücklich als Familie.

Jetzt würden wir uns hier irgendwann verlieren. In Harpers Ferry zu heilen ist unmöglich, weil uns alles an sie erinnert. An Mom, an meinen großen Bruder Taavi. An dieses verfluchte Schicksal, das uns zugeteilt wurde. Das ich noch lange nicht akzeptieren kann, weil ich den Sinn dahinter nicht verstehe.

Um wenigstens ein wenig Abstand zu bekommen, hat Daddy für uns entschieden fortzugehen. Und es war die richtige Entscheidung. Morgen, sobald die Sonne aufgegangen ist, werden Taavis Maschinen abgestellt werden und damit wird er letztlich auf die andere Seite ziehen.

Zu Mom. Hoffentlich zu Mom.



Kapitel 1

Anglou

Heute

Wie jeden Nachmittag öffne ich den Briefkasten, ehe ich zur Haustür laufe. Zwischen den wenigen weißen Umschlägen befindet sich ein auffällig grüner Brief, der in meine Hände fällt. Er trägt den Schriftzug *Harpers Ferry Highschool*.

Spätestens jetzt sollte er wenigstens gedanklich im hohen Bogen im Müll landen. Stattdessen schließe ich die Tür auf und lasse mich auf die Sitzbank unter der Garderobe fallen. Ich schiebe mir die Stiefeletten von den Füßen, hänge die Tasche an den Haken und gehe in die Küche.

Dann trete ich den Mülleimer auf, nur um den Brief ungelesen hineinzuworfen. Statt wie vor fünf Jahren einfach den ersten meiner Gedanken umzusetzen, zögere ich jetzt.

Ich muss den Inhalt nicht lesen, um zu wissen, was es ist.

Das Einladungsschreiben zum zehnjährigen Absolvententreffen.

Ein Schreiben, das ich vor fünf Jahren leichter ignorieren konnte. Leichter entsorgen konnte. Aber seit einigen Monaten – unabhängig von diesem Brief in der Hand – spiele ich mit dem Gedanken, Taavi und Mom zu besuchen. Oder zumindest den

Ort, an dem sie begraben sind. Ich dachte, dass es nach all den Jahren angebracht wäre, ihnen den gebührenden Respekt zu zollen, ihnen einmal *Hallo* zu sagen und mit ihnen einen trauernden Plausch zu halten. Ich sollte sie wissen lassen, wie es uns ergangen ist – auch wenn sie es vielleicht gesehen haben. Von wo auch immer. Wenigstens will ich daran glauben, dass es so ist. Denn nach all den Jahren tut ihr Tod nicht weniger weh.

In den letzten Jahren habe ich mich in meiner Denkweise verändert. Ich versuche, mich an Dinge zu klammern, die real sind, nur um mir vor Augen zu halten, dass es eventuell doch so etwas wie Schicksal gibt. Oder etwas Übernatürliches, das wir nicht in der Hand haben. Etwas Surreales, das uns dennoch Frieden schenken kann, wenn wir ihn von allein nicht finden. Eben etwas, das irgendwo herkommt, aber nicht zu erklären ist. Denn Frieden finde ich bis heute nicht. Daher hoffe ich auf etwas. Und ich hab keine Ahnung auf was.

Ich weiß, dass Harpers Ferry der letzte Ort auf dieser Welt ist, der mir das geben kann, was ich brauche. Und dennoch trägt dieser Ort den wohl größten Grund in sich, zurückzukommen: Taavi und Mom. Ich vermisse Taavi. Den großen Bruder, der immer für mich da war und der immer zu seiner kleinen Schwester stand. Ich vermisse Mom. Die Frau, die mir nicht nur das Leben schenkte, sondern mir auch zeigte, dass es sich lohnt, für das einzustehen, was man liebt.

Als wären sie erst gestern von uns gegangen, öffnet sich die klaffende Wunde des Herzens in meiner Brust. Und mit jedem Augenblick, mit dem sich der zehnte Sterbetag meines Bruders nähert, wird er präsenter in meinem Kopf. Ich frage mich so oft, was wäre, wenn er noch hier wäre. Wie genau er aussehen würde und was wir gemeinsam in genau diesem Moment tun würden.

Fragen, auf die ich niemals eine Antwort bekommen werde. Und ich hasse es, keine Antwort auf meine Fragen zu erhalten.

Vermutlich wären Daddy und ich in Harpers Ferry geblieben. Taavi hätte womöglich seine Freundin Naomi zur Frau genommen. Er hätte eine Familie und ich wäre die hochintelligente Tante, die seinen Kindern Nachhilfe gibt, weil er selbst weiterhin eine absolute Niete in Mathe, Chemie und Physik ist. Hätte es den Unfall, den Krebs und die Tatsache, dass seine Krankheit unheilbar gewesen ist, nicht gegeben, dann würde Taavi sicher in einem Beruf arbeiten, den er mit purer Leidenschaft ausübt. Irgendwas Handwerkliches.

Zumindest male ich es mir immer so aus.

Und zwischen all den Gedanken schließe ich unwillkürlich den Mülleimer und fahre mit dem Zeigefinger unter die Lasche des Briefs. Meine strengen Blicke spüre ich ganz deutlich, als ich das bunte Papier aus dem Umschlag hole und die ersten Zeilen lese.

Liebe Annylou Sophie.

zehn Jahre ist es her, dass wir Absolventen der Harpers Ferry Highschool waren.

Wir finden, es wird Zeit, sich einmal wiederzusehen.

...

Wir würden uns freuen, wenn auch du kommen würdest.

Unter all dem formellen Text stehen Ort, Datum und Zeit.

Es grenzt an ein Wunder, dass sie mich mit meinem Namen anschreiben. Damals kannte man keine Annylou Sophie. Oder man wollte sie nicht kennen. Und wer es tat, der kannte mich nur unter *Die kleine Tatum*.

Ich war in der Schulzeit nicht unbedingt von Annylou-freundlichen Menschen umgeben, hatte keine Personen um mich, die ich als Freunde bezeichnen würde. Dennoch halte ich soeben einen Brief in der Hand, der meine Wenigkeit zu einem Absolvententreffen einlädt.

Es erscheint mir mehr eine Höflichkeitsfloskel als alles andere zu sein – wie vor fünf Jahren.

Noch heute frage ich mich, wer meine neue Adresse rausbekommen und wie derjenige es angestellt hat. Ich hielt keinen Kontakt zu irgendwem in Harpers Ferry, weil es eigentlich niemanden gab, zu dem ich hätte Kontakt halten wollen.

Eigentlich.

Die Mädchen in meinem Jahrgang waren oberflächlich. Die Jungs waren unverschämt.

Ich wische mir die Gedanken der Vergangenheit aus dem Kopf, und während ich das tue, öffnet sich meine Haustür. Eine tiefe, vertraute Stimme schallt durch den Flur und ruft meinen Namen.

Meine Sicht schwankt direkt in die weichen Gesichtszüge meines Daddys, der mir eines seiner breiten, fast schon makellosen Lächeln schenkt.

»Hallo, meine Kleine.« Er tritt durch den Flur in die helle Küche und begrüßt mich mit einer festen Umarmung, beugt sich ein wenig nach unten und hinterlässt einen Kuss auf meiner Wange. Als ich seine große Statur mustere und sein Lächeln erwidere, sticht mir wie schon so oft eine Sache in die Augen, die sich niemals an Daddy ändern wird: seine karierten Hemden, die seine starke Statur noch kräftiger wirken lassen. Dieses Stück Stoff, in Kombination mit einer Jeans, ist ein tägliches Ritual geworden und ich wüsste nicht, wann ich ihn einmal ohne es gesehen hätte.

»Hey, Daddy«, begrüße ich ihn.

Die letzten zehn Jahre zogen nicht spurlos an ihm vorbei. All unsere gemeinsamen Verluste stehen ihm ins Gesicht geschrieben und jede Falte spricht nicht nur über sein Alter. Sie steht auch für jeden Moment der Trauer, die er über sich hat ergehen lassen müssen.

Er liebte Mom. Sie zu verlieren, war schlimm.

Er liebte Taavi. Ihn zu verlieren, war um so einiges schlimmer.

Der Verlust war für ihn der bittere Beigeschmack des Lebens. So wie für mich.

»Wie geht es dir?« Seine warme, raue Hand verweilt auf meinem Oberarm, ehe er sich auf einen Küchenstuhl fallen lässt.

Ich zucke leicht mit den Schultern. »Wie immer. Gut. Möchtest du etwas trinken?«

»Gern.«

Wie es die Gewohnheit automatisiert hat, schenke ich ihm Sprudelwasser in ein Glas und fülle es mit einem Saft auf, den ich im Kühlschrank habe. Ich stelle es ihm auf meinen runden Küchentisch, während sich Daddy auffällig umsieht. »Bist du allein oder ist Alaric hier?«

»Daddy.« Ein kritischer Ausdruck erscheint auf meinem Gesicht. »Was soll Alaric hier wollen?«

»Na ja, ich dachte, nachdem ihr zweimal ausgegangen seid und er das letzte Mal den ganzen Abend hier verbrachte –«

»Wir sind nicht ausgegangen. Ich bin einfach mit einem Kollegen, eigentlich meinem Vorgesetzten, etwas essen gegangen.«

»In einem Kleid.«

»Ich hätte nicht in einer Jogginghose gehen können. Du hast mich vernünftig erzogen, Daddy.«

»Das stimmt wohl«, schmunzelt er und nimmt einen großen Schluck der Fruchtschorle.

»Und bevor du anfängst und erwähnst, dass er hinterher noch den Abend hier in meinem Haus verbrachte ...« Ich stocke kurz. »Das war dem geschuldet, dass der Motor seines Autos versagte. Ich hätte ihn schließlich nicht im Regen stehen lassen können.«

»Und dennoch scheint er nett zu sein.«

Damit hat Daddy keineswegs unrecht. Alaric ist nett. Er ist intelligent, charmant, gut aussehend und anständig. Für viele sicher genau der Typ Mann, der in den eigenen Träumen erscheint, wenn man sich einen Partner und eine Familie wünscht. Vermutlich auch ein Mann, der in meinen Träumen erscheinen würde. Nur ist in meinem Kopf irgendwie kein Platz, um mir mehr mit Alaric auszumalen. Und außerdem ist er mein Vorgesetzter. Da sind direkt Stress und Ärger vorprogrammiert, wenn irgendwas zwischen uns nicht so klappen sollte, wie es sollte. Und ich gehe schon, seitdem ich denken kann, jeglicher Art von Stress und Ärger aus dem Weg.

»Ist er auch«, antworte ich dennoch.

Daddy hebt fragend eine Augenbraue in die Höhe und fährt sich durch sein graumeliertes Haar. »Aber?«

»Kein Aber, Daddy. Ich glaube nur nicht, dass es das Richtige für uns sein könnte. Wenn da mehr zwischen uns wäre.«

»So wie bei Kane und Derek?«

Ich lege eine Hand an meine Hüfte. »Kane hat mit seinen Katzen geredet und Derek war –«, beginne ich.

»Viel zu schnell«, antwortet Daddy.

Derek hatte mit intensiven Planungen begonnen, die mich mit einschlossen, obwohl wir noch nicht einmal offiziell zusammen waren. Natürlich fühlte ich mich damit maßlos überfordert. Er

gab mir keine Zeit zum Nachdenken, geschweige denn zum Durchatmen. Und ich muss durchatmen. Ich muss sogar sehr oft durchatmen und mindestens genauso viel nachdenken.

Daddy meint, ich zerdenke immer alles in Grund und Boden. Aber ich fühle mich wohl, wenn ich weiß, was auf mich zukommen könnte und mit welchen Eventualitäten ich mich vielleicht auseinandersetzen muss. So kommen keine bösen Überraschungen auf einen zu, die man nicht wegstecken könnte.

»Und was ist es bei Alaric?«, will Daddy wissen.

»Wie gesagt, er ist mein Chef. Wenn das schief geht, stehe ich im schlimmsten Fall am Ende ohne Job da. Und mir ist die Forschung wichtig.« Auch wenn ich momentan ins Straucheln geraten bin und mit mir selbst hadere, ob diese Arbeit immer etwas für mich sein wird.

Keiner weiß davon, aber ich zweifle. Ich zweifle sehr, ob ich noch auf dem richtigen Weg bin. Und das liegt womöglich daran, dass ich an anderen Stellen Probleme sehe, die mit dem richtigen Konzept gelöst werden könnten. Probleme, die ich früher niemals betrachtet habe. Zu deren Lösung ich mehr beitragen könnte als zu den jetzigen Studien. Obwohl es mir damals so unglaublich wichtig war, auf *meinem* Forschungsgebiet etwas zu erreichen.

»Alaric ist wirklich nett und ziemlich zuvorkommend. Er grenzt ans Perfektsein«, erkläre ich Daddy. »Aber ich will mich nicht ablenken lassen. Und selbst wenn ich wollte ... Du weißt, ich bin –« *Nicht immer einfach*. Weil ich Gefühle spüren möchte, sie aber schlecht zeigen oder zulassen kann. Ich fordere also etwas ein, das ich selbst nicht geben kann. Ein dummer Zwiespalt, der früher oder später alles verkompliziert, was vielleicht mal gut begonnen hat.

»Wundervoll, Annylou. Nicht weniger, höchstens mehr.«

»Du bist mein Dad, du musst das sagen.«

Er reibt sich sein breites Kinn, das mit einem Bartschatten bedeckt ist. »Wo steht das?«

»Ungeschriebenes Gesetz.«

»Wenn du das sagst. Dann ist es auch an einem Vater ehrlich zu sein. In jeglicher Hinsicht.«

»Bist du das denn nicht?«

»Schon. Aber ich finde, dass es endlich an der Zeit ist, dein Glück zu finden. Und vielleicht ist ja Alaric der Weg ins Glück.«

Ich stöhne. »Das glaubst du wirklich, oder?«

»Er mag dich. Und ich weiß, du magst ihn auch. Gib ihm und auch dir selbst die Chance, zu sehen, wohin es führen kann. Schreib es nicht von vornherein ab. Ich sag ja nicht, dass du es überstürzen sollst. Aber ziehe es in Erwägung. Jeder braucht einen Menschen, der sich mit seiner Seele verknüpft. Bei mir war es deine Mutter. Ich hatte bereits das Vergnügen, genau das zu fühlen, was ein Mensch irgendwann fühlen sollte.«

»Ja, aber ihr Verlust hat dich leiden lassen und tut es irgendwie noch heute«, erinnere ich ihn.

»So ist die Liebe, mein Kind. So wird sie immer sein. Aber trotz all dem Schmerz würde ich keine Sekunde mit deiner Mutter eintauschen. Versuche wenigstens genau so ein Gefühl durch irgendjemanden zu finden.«

Ich antworte nichts darauf, kaue nur auf den Innenseiten meiner Wangen herum.

»Versprich es mir.« Der eindringliche Blick meines Dads kann so einiges bewirken.

»Ich versuche es. Versprochen.« Dann hebe ich mahnend den Zeigefinger. »Aber ich erzwingen nichts.«

»Das sollst du auch nicht. Aber lass deine harte Mauer ein klitzekleines bisschen bröckeln. Natürlich nur für jemanden, der es auch wert ist.«

»Harte Mauer.« Ich lege die Handfläche auf Daddys Schulter und grinse. »Da komme ich wohl ganz nach meinem Dad.«

Er erwidert nichts darauf, verzieht nur seine Mundwinkel zu einem verschmitzten Grinsen.

Daddy ist seit über fünfzehn Jahren allein. Nachdem Mom starb, hat er sich kein weiteres Mal auf eine neue Beziehung eingelassen. Ihm fällt es mindestens genauso schwer wie mir. Und ich weiß, dass er manchmal in den Gedanken an früher versinkt. Gedanken an Mom, an Taavi, an die Zeit in Harpers Ferry. Nichtsdestotrotz war der Umzug nach Dawson gut für uns. Jetzt ist die Kleinstadt so was wie mein Zuhause geworden. Ich mag es hier.

Nicht nur wegen der Menschen, die uns von Anfang an positiv und familiär entgegentraten. Die uns aufnahmen, als hätten Daddy und ich schon immer hierhergehört. In Dawson schleicht sich regelmäßig das Spektakuläre ein. Denn dies ist ein großartiger Ort, um die Nordlichter zu betrachten. Ebenso ist der Klondike-Nationalpark ein fabelhafter Platz, um klar im Kopf zu werden, wenn ich in meiner Forschung erneut einem Rückschlag erlegen bin. Dawsons Natur und die Stadt selbst zeugen noch heute von Goldgräberzeiten, die im Museum wieder lebendig werden. Hier hat man so viel Historie und Liebe zum Detail verbaut, dass man sich hier nur wohlfühlen kann. *Eigentlich*.

Mein Favorit von alledem, was sich in Dawson so abspielt, sind jedoch ein für sich ganz eigenes, tägliches Phänomen. Die Polarlichter, die jeden Tag über uns erleuchten. Wenn ich nach oben blicke, lassen sie mich alles Realistische für einen kurzen Moment

beiseiteschieben. Sie sehen magisch aus, obwohl sie nur eine Leuchterscheinung durch angeregte Stickstoff- und Sauerstoffatome der Hochatmosphäre sind.

Nach Kanada zu ziehen, war damals vielleicht nicht optimal. Aber gut, um Abstand zu gewinnen und irgendwie wieder zurück zu uns selbst zu finden. Denn es war nicht immer alles gut in Harpers Ferry.

Daddy tippt mit dem Zeigefinger auf den Tisch und fixiert den grünen Briefumschlag, den ich dort abgelegt habe. »Was ist das?«

»Eine Einladung zum Absolvententreffen«, erkläre ich.

»Oh, sieh an. Wirst du dieses Mal gehen?«

»Ich weiß nicht genau.«

Wir haben kaum Geheimnisse voreinander. Nicht, dass es nicht ein, zwei Dinge gibt, die ich ihm bis heute nicht sagen konnte. Aber im Grunde landen meine Gedanken so gut wie immer bei ihm. Deshalb weiß er auch, dass ich vor fünf Jahren die Einladung in den Müll geschmissen habe. Und das, ohne groß darüber nachzudenken. Jetzt zögere ich und Daddy analysiert es sofort.

Er nimmt den Brief vorsichtig vom Tisch, öffnet ihn und liest sich den Text durch. »Würde es dir leichter fallen, wenn ich dich begleite?«

Ich ziehe eine Braue in die Höhe. »Zum Flughafen?«

»Nach Harpers Ferry.«

»Warum solltest du das tun?« Ich lege meine Augen in schmale Schlitze.

»Es ist zehn Jahre her, Annylou. Ich denke, wir könnten ...«

»Ich weiß, ich habe auch die letzten Wochen daran gedacht. Regelmäßig.« An Mom. An Taavi.

»Dann lass es uns gemeinsam tun. So wie wir alles in den letzten Jahren gemeinsam durchgestanden haben. Ich denke, nach

zehn Jahren ist es ein guter Zeitpunkt, Angela und Taavi in Harpers Ferry zu besuchen. Außerdem kann es recht interessant werden, herauszufinden, was aus deinen Mitschülern geworden ist.«, versucht er mir das Treffen schmackhaft zu machen.

»Glaubst du wirklich? Keiner hat jemals wahrgenommen, dass ich in ihrem Universum existiere.«

»Sie haben nur nicht erkannt, wie besonders du bist, Annylou. So sind Kinder und Teenager. Die merken so was nicht. Sie verlieren den Blick für das Wesentliche. Jetzt sind die Kinder aber erwachsen.«

Ich setze mich zu ihm an den Tisch und tippe mit meinen Nägeln auf die Holzplatte. Dann sehe ich in das Braun, welches mir so vertraut ist. Ein Braun, das mir in den unmöglichsten Situationen Sicherheit versprach. »Kannst du dir denn frei nehmen?«

»Natürlich kann ich das. Die Computer und Server werden sicher einige Zeit ohne mich auskommen«, sagt Daddy lachend.

Seitdem ich denken kann, arbeitet er in der IT-Branche und mag es, neben der Instandhaltung aller Firmencomputer, auch für einen Teil der Programmentwicklung verantwortlich zu sein.

»Ich werde Alaric fragen, ob ich mir in der Zeit Urlaub nehmen kann.« Da wir momentan bei unseren Forschungsauswertungen sowieso nicht weiterkommen, ist der Moment, Urlaub einzureichen, vielleicht gar nicht so ungünstig.

»Ich vermute, er würde nicht Nein zu irgendetwas sagen, das du einforderst.«

Ich presse meine Lippen aufeinander, bevor ich antworte: »Wir werden sehen.«

Wenn Alaric sein Okay gibt, dann würde ich damit die Einladung annehmen und auf viele Gesichter treffen, die ich ein Jahr-

zehnt lang nicht mehr gesehen habe. Gesichter, die mich damals nie wahrnahmen und womöglich ein drückendes Gefühl in meiner Bauchgegend aufleben lassen. Ich würde auf alte Teamkameraden meines Bruders treffen, die mich noch mehr an die Zeit mit Taavi erinnern werden. Aber ich würde auch *ihn* wiedersehen. Mit ein wenig Glück würde ich Josias wiedersehen. *Josias Warner*.

Wenn ich an ihn denke, muss ich unwiderruflich lächeln. Die Bilder unserer einzigen gemeinsamen Nacht und all das, was er in diesen Momenten sagte, steigen in meinen Kopf und machen das dämliche Grinsen in meinem Gesicht nur breiter.

Ich denke an das Versprechen, das er mir gab, und frage mich, ob er es gehalten hat.

Josias Warner ist der beste Beweis, dass es sich doch irgendwie lohnt, an etwas Gutes zu glauben. Ich wusste schon in dieser einen Nacht, dass er es schaffen würde, seinen Traum wahr werden zu lassen.

Ich sah den Ehrgeiz in seinen wunderschönen Augen. Blaugraue Augen, die mich in dieser Nacht davon abhielten, emotional die Klippen hinunterzustürzen, weil ich dabei war, an Taavis bevorstehendem Tod zu zerbrechen. Augen, die mich vor einem großen Untergang bewahrten.

Das Blaugrau seiner Augen tanzt in meinen Gedanken auf und nieder, weil ich den tiefen Wunsch verspüre, noch mal in sie sehen zu dürfen. Von Nahem. Und wenn es so weit ist, werde ich mutiger sein, als ich es beim letzten Mal war.

Dann werde ich einmal versuchen, nicht immer alles im Hirn zu zerdenken.

Wenn sich mir irgendwann die Chance ermöglichen sollte, würde ich vor ihm kein Geheimnis daraus machen, dass er der

Grund dafür ist, dass bis heute kein anderer Mann einen Platz in meinem Herzen gefunden hat. Genau deswegen konnte ich ihn bis jetzt an keinem einzigen Tag vergessen.

Und vielleicht würde ich mich überwinden, auch ein wenig Freude in mich hineinzulassen, wenn ich an Harpers Ferry denke. Und das nur, weil ich dort mit gewisser Wahrscheinlichkeit auf Josias treffen werde. *Hoffentlich.*



Kapitel 2

Josias

Vor zehn Jahren

Denk über das, was du tun willst, vernünftig nach und lass endlich diese Träumereien, Josias. Der Abschluss naht. Du bist in wenigen Tagen Absolvent und hast keine Ahnung, was du aus deinem Leben machen willst. Solange du die Füße unter meinen Tisch stellst, hast du etwas Vernünftiges aus deinem Leben zu machen. Diese sinnlosen Träumereien kannst du aus deinem eigenen Portemonnaie bezahlen. Du gehst auf die Western!

Wie sehr ich die Worte meines Vaters verfluche. Wie sehr ich beginne, ihn zu verfluchen.

Wie soll man etwas finden, das man machen will, wenn alles grundlegend falsch erscheint? Ich bin handwerklich begabt, ja. Aber es ist nichts, mit dem ich mein Brot verdienen möchte. Wobei es für meinen Vater sowieso nicht genug wäre, wenn ich mit *Nägeln in die Wand schlagen* mein Geld verdienen würde. Er hat *Größeres* für mich vorgesehen.

Ich hasse seine Denkweise.

Wer deklariert *Größeres*?

Ich werfe einen Stein in den See, der sich vor mir erstreckt und mich mit seinen leichten Bewegungen immer mehr zum Nach-

denken bewegt. Der Mond spiegelt sich auf der Oberfläche. Dabei versuche ich zu verstehen, was genau mir mein Vater mit seinen Worten sagen will. Ich versuche wirklich, daraus etwas ziehen zu können, um ihn nicht für sein Aussagen zu verachten. Aber es misslingt.

Als das Wasser kleine Wellen schlägt, wird mir wieder bewusst, wie sehr ich diesen Ort mag. Ein Ort, der in tiefer Nacht so scheint, als würde er allein mir gehören. Hier gibt es keine Forderungen, keine Selbstzweifel und auch keine falschen Wege, die man gehen kann. Der Ferry Lake ist mein Ort, um kurz runterzukommen und durchzuatmen, wenn es bei mir zu Hause nicht möglich ist.

Doch wenn ich geglaubt habe, ich sei heute hier allein meinen Gedanken und der unbändigen Wut überlassen, irre ich mich. Ein kurzes Rascheln ertönt schräg hinter mir. Kurz darauf sehe ich im Mondschein eine zierliche Gestalt, die aus dem Waldeingang läuft und sich dem Wasser nähert. Nicht ganz so zart ist das, was sie bei sich trägt. Es wirkt wie eine Reisetasche, die sie über ihren schmalen Schultern hängen hat. Allein der Mond formt ihre Silhouette und lässt darauf schließen, dass ich mit meiner Vermutung nicht wirklich falschliege.

Still und langsam hieve ich mich vom Boden auf, schiebe den Zweig, der einen Teil meiner Sicht verdeckt, beiseite, und nähere mich diesen dunklen Umrissen, die immer weiter auf einen kurzen Steg zulaufen, der ins tiefe Nass führt. Das Holz unter ihr knirscht.

Um diese Uhrzeit war noch nie jemand hier. Zumindest nicht, wenn ich dieses Ufer aufsuchte.

Ich erkenne deutlich, wie die zierliche Gestalt die Tasche von ihrer Schulter auf das Holz des Stegs fallen lässt, um sie im

darauffolgenden Moment zu öffnen. Bewusst lege ich den Kopf schief und frage mich, was sie da tut, ehe mir auffällt, dass ein unbekanntes Objekt nach dem anderen ins Wasser trifft und untergeht. Ebenso wie mein Stein vor wenigen Sekunden.

Was soll das?

Ehe ich darüber nachdenken kann, was ich als Nächstes tue und ob ich diese Situation einfach ignorieren soll, öffne ich schon meine Lippen und setze zu einem Schrei an. »Was tust du da?«

Die unbekannte Gestalt zuckt erkennbar zusammen, dreht sich erschrocken zu mir, ehe sie in ihrer starren Haltung verharret und die Tasche fest umklammert. Ich hingegen trete auf den Steg und nähere mich ihr mit wenigen Schritten.

»Ich«, flüstert ein Mädchen. Aber ich kann sie deutlicher verstehen, als es ihr wohl lieb ist. »Ich dachte, ich wäre hier allein.« Ihre Stimme zittert und sie sieht sich hastig um. Als wolle sie sichergehen, dass außer mir keiner weiter hier ist, der diese seltsame Situation beobachtet.

»Das bist du nicht. Also, was tust du da?« Mein Ton ist schroffer als beabsichtigt. Nichtsdestotrotz versenkt sie irgendwelche Dinge im Ferry Lake – meinem Ort des Friedens.

Der Schein des Mondes leuchtet sanft in das Gesicht des Mädchens. Ihre Mimik wirkt bewegungslos, bevor sich ihre Stirn in Falten legt und sie prompt schnippisch reagiert. Als hätte sich in jenem Augenblick sämtliches Selbstbewusstsein in ihre Adern begeben. »Das geht dich gar nichts an.«

Dann wendet sie mir den Rücken zu, was mich veranlasst, nur weiter auf sie zuzugehen.

Als sie bemerkt, dass ich nur noch wenige Zentimeter hinter ihr stehe, dreht sie sich zu mir und drückt sich die Tasche schützend an ihren Oberkörper. Als stelle ich in ihren Augen eine

Gefahr dar. *Gerade ich.*

Die dunkle Gestalt vor mir hat eindeutig mehr kriminelles Potenzial als ich.

Und trotz der Ahnung, dass das Mädchen Angst vor mir hat, wirkt meine Stimmfarbe drohend. »Das sehe ich anders. Wenn du etwas Illegales tust, dann mache ich mich gerade mit strafbar, weil ich nichts dagegen unternehme.«

Sie schüttelt verständnislos ihren Kopf. »So ein Blödsinn. Es ist nicht illegal.«

Ich pruste die Luft aus. »Ist es also nicht, ja?«

»Na ja. Nicht direkt«, stammelt sie.

»Es gibt kein direkt oder indirekt illegal. Entweder es ist illegal oder nicht.«

»Möchtest du jetzt wirklich mit mir diskutieren? Es führt zu nichts. Ich mache damit weiter. Dreh dich einfach um und geh. Ignorier das.« Nur blöd für sie, dass ich schon immer schlecht darin war, einfach *nur* wegzusehen.

Erneut, und vermutlich mit etwas mehr Mut in ihrem Körper, wendet sie sich von mir ab und holt den nächsten Gegenstand aus der Tasche, der einem Pokal gleicht. Ich greife nach ihrem Unterarm und halte sie damit davon ab, diesen ebenso im Wasser zu versenken. Dann sehe ich fragend auf den Stoff der Reisetasche, der mir offenbart, dass noch weitaus mehr drin ist, als sie bereits ins Wasser geworfen hat. Wieder erblicke ich das Gesicht des Mädchens, das mir bei näherer Betrachtung ein wenig bekannt vorkommt.

»Das kann ich jetzt nicht mehr«, antworte ich auf ihre Aussage.

»Natürlich kannst du. Dreh dich um und geh. Ist doch ganz einfach.«

»Nein.« Dabei ahnt sie nicht, dass es nicht nur an der Situation liegt, die mich soeben an alles kettet. Sondern, dass es das Mädchen selbst ist, dessen Anblick mich auf seltsame Weise nicht loslassen will. Vielleicht sind es ihre Augen, die mich nicht mehr gehen lassen wollen. Das Leuchten des Mondes zeigt mir ihre Augenfarben und damit auch endlich, wer das Mädchen vor mir ist.

Warum ist dir das nicht gleich aufgefallen?

»Was soll das heißen? *Nein?*« Sie schüttelt ihren Kopf, zwischen ihre Brauen legt sich eine Furche.

Ich komme gar nicht auf den Gedanken, vernünftig zu antworten, und spreche etwas aus, das ich seit Jahren bereits denke. Nämlich immer dann, wenn sie mir auf den Gängen der Harpers Ferry Highschool entgegenkam. »Du hast krasse Augen.«

»Bitte?« Ruckartig entzieht sie sich meinem Griff um ihr Handgelenk.

»Deine Augen. Sie –«

»Nävus Ota«, antwortet sie prompt, und wenn ich es nicht besser wüsste, könnte man einen genervten Unterton vermuten.

»Was?«, frage ich irritiert nach, weil ich nichts davon verstanden habe, was sie da soeben gesagt hat.

»Nävus Ota. Pigmentstörung. Dadurch erscheint mein rechtes Auge dunkler als das linke.«

»Ah.« Als ich damit fertig bin, ihre Iriden zu mustern, und meinen Blick langsam über die leuchtende Haut in ihrem Gesicht schweben lasse, beginne ich, meine Feststellung laut auszusprechen.

»Hörst du jetzt auf, mich so anzusehen, als wäre ich eine Außerirdische? Es ist nur eine Pigmentstörung. Nichts Ansteckendes also.«

»Das ist es nicht.« Kein Wort erwidere ich darauf und vermutlich starre ich sie noch immer genau so an wie vorher. »Du bist die kleine Tatum. Du bist in einigen meiner Kurse. Das Superbrain in allen naturwissenschaftlichen Fächern.«

Sie legt missmutig ihren Kopf schief. »Und du bist ein Wahnsinns-Genie, Warner. Hast du es jetzt erst gecheckt, ja?« Sie verdreht die Augen. »Aber ich bin nicht die kleine Tatum. Und nenne mich nicht Superbrain. Mein Name ist Annylou. Einfach nur Annylou.«

Erst jetzt wird mir bewusst, dass ich ihren richtigen Namen bisher gar nicht kannte. Sie war immer nur die *kleine Schwester* von Taavi Tatum. Die mit den *krassen* Augen. Sie ist das Superbrain. Die *kleine Tatum* eben.

»Du kennst mich.« Keine Frage. Eine Tatsache.

Sie zuckt unmerklich mit ihren schmalen Schultern. »Wer tut das nicht? Außerdem bist du bei mir im Literaturkurs.«

Literatur. Das wohl für mich einzig sinnige Fach der letzten Jahre.

»Da sind einige aus unserem Jahrgang.«

»Viele Mädchen, richtig. Als Junge fällt man dort auf. Mehr als so schon. Außerdem bist du im Footballteam und wohl so was wie ein Aushängeschild der Harpers Ferry Highschool. Also, wer sollte dich nicht kennen, der mit offenen Augen durchs Leben geht.«

»Hätte nicht gedacht, dass du dich für Football interessierst.«

»Tu ich auch nicht.«

Als mich ihre Ehrlichkeit für fast unspürbare Millisekunden verstört, schmunzle ich. Weil Annylou bis heute eine der wenigen ist, die vermutlich das sagt, was sie denkt. Die meisten heben den Sport nicht nur in den Himmel. Sie vergöttern ihn und alle, die etwas damit zu tun haben. Völlig überbewertet.

»Also *Einfach nur Annylou*, was genau tust du hier? Vielleicht –« Ich stoppe.

»Vielleicht?«, murmelt sie und zieht ihre Augenbrauen fragend in die Höhe.

»Kann man dir ja helfen.«

»Du willst mir helfen, etwas Illegales zu tun?«

Ich zeige mit dem Zeigefinger auf sie, als mir ein lautes »Ha« entflieht. »Also ist es illegal?«

»Natürlich ist es illegal, Warner. So was hier in den See zu werfen, kann nicht legal sein.« Sie hält mir den Pokal vor die Nase, der mir nicht wenig bekannt ist. »Laut den Gesetzen in Jefferson County ist es verboten, Dinge in einen See zu werfen, der einem Naturschutzgebiet angehört.«

»Warum tust du es denn dann?«

Mit einem Schlag wirkt ihre klare Mimik traurig und bedrückt. In ihren Augen ein tosender Sturm, der unaufhaltsam in ihren einzigartigen Iriden herumwirbelt. Unbändig und wild.

»Ich ... Mein Bruder«, murmelt sie. »Es war alles seins. Und ...« Sie hebt die Tasche in die Höhe.

Sofort wird mir klar, was genau sie da tut und dahintersteckt. Ich lasse meine Arme schwach an den Seiten hängen und weiß im ersten Moment gar nicht, was ich sagen soll. »Ich habe das mit deinem Bruder gehört. Das mit dem Krebs. Aber auch das mit seinem Unfall letzte Woche. Es tut mir sehr leid, was ihm passiert ist.«

Aus ihren vollen Lippen gleitet ein leises »Danke«, ehe sie kurz ihre Lider schließt.

Annylou schluckt schwer, zieht im nächsten Moment einen tiefen Atemzug ein. Dann ringt sie mit sich und beginnt, auf den Innenseiten ihrer Wangen herumzukauen. »Ich wollte einfach

noch mal an den Ort, den mein Bruder so gern hatte. Seine Maschinen werden morgen«, versucht sie, sich zu erklären. »Sie werden morgen –«

Aber Annylou muss nicht weitersprechen. Es ist nicht nötig, das Messer erneut im Fleisch herumzudrehen, wenn es schon drinsteckt. »Ich verstehe.«

Schwach lässt sie die Tasche auf das Holz des Steges fallen und umklammert mit einer Hand das Holzgeländer. »Es gibt doch so Traditionen. Die Asche wird an einem Ort verstreut, die dem Verstorbenen viel bedeutet hat. Und ich dachte, die wichtigsten Sachen von Taavi könnten für immer an einem Ort sein, den er für bedeutend hielt, bevor sie bei uns einstauben oder, noch schlimmer, zu Staub zerfallen. Er war so oft hier.«

Ich nehme den Pokal aus ihrer anderen Hand, die energielos an ihrer Taille liegt. Dieser hier ist mir bekannter, als mir lieb ist. Denn ich habe einen solchen ebenso zu Hause stehen. Weil ich im selben Footballteam spiele, in dem Taavi vor seinem Abschluss gespielt hat. Wir haben einige Jahre gemeinsam das Feld regiert.

Es ist ein trauriges und bitterböses Schicksal, das ihn ereilte. Er war einer der Footballstars im Team, der ebenso ein Stipendium ergattern konnte. Ein Stipendium, das er sichtlich gern antreten wollte. Weil Football seine Leidenschaft war. Im Gegensatz zu mir. Doch dann ...

Taavi war anständig. So anständig, dass man sich fragt, warum solch ein bitteres Schicksal gerade ihn ereilte. Wir standen uns nicht sonderlich nahe, dennoch spielten wir in einem Team und begossen die Siege zusammen.

Mit dem Stück in meiner Hand steigen flüchtige Erinnerungen auf. Ich kann mich noch sehr genau an unseren Triumph von vor

zwei Jahren erinnern. Jeder Spieler erhielt eine kleine Miniatur des großen Pokals, der in der Highschool verweilt.

»Der wird aber wieder auftauchen. Das solltest du als Nerd wissen«, versuche ich die traurige Situation irgendwie aufzulo-ckern.

Sie legt genervt den Kopf schief. »Hör auf damit.«

Ich zucke mit den Schultern. »Sorry.«

Sie dreht den Pokal in meiner Hand. Nicht alles an ihm ist aus Gold gefertigt. Ein großer Teil besteht aus Plastik. »Deswegen habe ich hier ein Loch reingemacht und es mit Schmuckbeton gefüllt. Außerdem wird sich der Rest mit Wasser füllen und untergehen. Schau!«

Und nach diesen Worten wirft sie den Pokal in den Ferry Lake und wir sehen gemeinsam zu, wie das Stück, das für Annylou von Bedeutung ist, immer tiefer im See versinkt.

Gemeinsam lassen wir die anderen Erinnerungsstücke im See untergehen, ehe wir uns ans Ufer setzen und gemeinsam auf die Wasseroberfläche schauen.

Es ist seltsam, wie einfach und angenehm Schweigen sein kann.

Die meisten Mädchen in meinem Alter reden in meiner Gegenwart so viel, dass ich mich zu schnell überfordert fühle. Das tut Annylou nicht – zu viel reden. Gerade sagt sie gar nichts und starrt nur auf den See hinaus. Ich beobachte, wie sich einige ihrer dunklen Locken vom Wind tragen lassen und sich immer wieder miteinander verflechten.

Mit Annylou wirkt es, als hätten wir das schon öfter so gemacht: geschwiegen und hier gesessen. Als wären wir vor unseren Problemen geflohen, die wir am Ferry Lake zu verarbeiten versucht. Als würden sich zwei gebrochene Wesen zusammen-

finden und die schweigsame Gesellschaft geben, die in diesem Augenblick nötig ist. Ohne Fragen, ohne gezwungene Antworten.

»Bist du oft hier? Um diese Zeit?«, fragt Annylou aus der Stille hinaus, ohne mich dabei anzusehen.

»Seit einiger Zeit häufiger«, gebe ich zu. »Es ist ein guter Ort, um für sich sein zu können. Ohne Erwartungen erfüllen zu müssen.«

Ein Blick, der auf meinem Gesicht landet, ist alles, was Annylou darauf erwidert. Während sie in der Schule fast unscheinbar wirkt, ist ihre Präsenz in diesem Augenblick außerordentlich einnehmend, sodass ich mich immer wieder dabei erwische, wie ich sie beobachte.

»Ich habe dich in der Schule nie mit jemandem reden sehen. Du bist ständig allein unterwegs«, spreche ich aus, was mir soeben im Kopf umhergeht.

Wenn ich die letzten Monate und Jahre reflektiere, ist es das, an was ich mich neben ihren Augen am ehesten erinnere. Sie allein in den Gängen. Annylou allein an ihrem Platz. Das Mädchen allein auf dem Schulhof.

»Weil ich allein sein will«, erwidert sie trocken, als wäre das die normalste Sache dieser Welt – allein sein zu wollen.

»Das will keiner, Anny.«

Sie sieht mich irritiert an und als meine Sicht auf ihren leicht geöffneten Lippen landet, schluckt sie schwer.

»Ist was?«, frage ich sie, weil ich ihren überraschten Blick nicht annähernd deuten kann.

»Du hast mich *Anny* genannt«, erwidert sie.

Ich lege die Augen in schmale Schlitze, neige dabei meinen Kopf. »Ist das schlimm?«